

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1932)

Heft: 7

Artikel: Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia Joh. Andr. von Sprecher [Fortsetzung und Schluss]

Autor: Hartmann, B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Die Wanderjahre des Dichters der Donna Ottavia Joh. Andr. von Sprecher.

Von Prof. B. Hartmann, Chur.

(Schluss.)

Die Wendung trat ein, und zwar im Frühsommer 1845. Vermutlich schon im Mai dieses Jahres verließ Sprecher Basel und reiste über Augsburg, München, Salzburg nach Wien. Über die Absichten hat er sich selbst geäußert in der ganz kurzen autobiographischen Skizze, die sich in seinen nachgelassenen Papieren vorfand. Da heißt es, er habe sich nach Wien gewandt, „um auf den dortigen Bibliotheken Studien in historischen Handschriften zu machen“. Das schließt indes nicht aus, daß gewisse Enttäuschungen in der Heimat seinen Wandertrieb wieder entfachten, und außerdem ihn die Sehnsucht trieb, dem politischen Pulsschlag der Zeit näher zu sein. Schon war der Journalist in ihm erwacht, und dem mußte das damalige Wien mehr bedeuten als Basel.

Achtzehn Monate hat Sprecher in Wien verbracht, und er zählte sie hintennach zu den schlimmsten seines Lebens. Doch war ihr geistiger Ertrag kein geringer sowohl für den Historiker, als auch für den Literaten; vor allem aber entwickelte er sich hier zum politischen Journalisten. Als Quelle dient uns neben dem oben-

erwähnten autobiographischen Merkblatt ein gutes halbes Dutzend teilweise recht umfangreiche Briefe an seine Brüder Anton und Peter in Chur.

Der Auftakt war gut, nämlich die gemächliche Hinreise, deren Erlebnisse Sprecher mit sichtlichem Behagen vor seinen Geschwistern ausbreitet. In Augsburg gilt sein besonderes Interesse der Cottaschen Druckerei, wo die damals ja ganz Süddeutschland und die Schweiz beherrschende „Allgemeine Zeitung“ erschien, und mit Staunen erzählt er von der „Dampfmaschine, wo zwei Seiten auf einmal durch sehr künstlichen Mechanismus gedruckt werden“. Vermutlich knüpfte er hier schon seine journalistischen Beziehungen zu diesem Blatt an, die er jahrelang unterhielt.

Aber so genuß- und ertragreich die Reise war, so demütigend sollte der Anfang in Wien werden. Sprecher scheint darauf gerechnet zu haben, auf Grund seiner Sprachkenntnis rasch eine Sekretärstelle bei einem hohen Herrn zu erlangen, vielleicht auch einen Posten auf Bibliothek oder Archiv. Aber die „Fürsten, Grafen und Herren“ waren eben aufs Land gereist, so daß der durch die Hinreise ökonomisch stark Mitgenommene froh sein muß, bei einer Modezeitung, dem „Wiener Eleganten“, als Redaktor unterzukommen. Die Bezahlung ist ebenso gering, wie der Titel des Blattes hochtönend; aber noch hat Sprecher Humor genug, um den Kontrast zu empfinden zwischen seiner Stellung und seiner stark mitgenommenen Garderobe. Daneben sieht er sich Wien an, vor allem auch seine Gemäldegalerien, und — sucht Novellen unterzubringen. Endlich aber erfährt man im März 1846 von einem neuen Forschungsgebiet, dem er sein Interesse zuwendet, der Geographie und Statistik, und in der Tat war er dabei nicht im Dunkeln getappt, denn seine Eignung ging stark nach dieser Seite, wie spätere Jahre deutlich zeigen sollten.

Aber im Mai 1846 verliert er die Stelle, durch eine Intrige, wie es ihm erschien, und nun kommen böse Tage für ihn, die ihn allerdings nicht hindern, seine Studien in Bibliotheken und Archiven weiter zu betreiben. Da winkt eine neue Hoffnung. Im gleichen Jahr hat ein Dr. Schumacher ein politisch-literarisches Journal gegründet, die „Gegenwart“, von dem Sprecher selbst erzählt: „Es war das erste dieser Art, das in Österreich unter der Metternichschen Regierung sich ans Licht wagen durfte. Männer wie Bach, von Schwarz, Dr. Becher, Dr. Jellinek u. a., die wenige

Jahre später die einen Minister wurden, die andern auf dem Blutgerüst starben, gehörten zu den stehenden Mitarbeitern dieses Blattes, das trotz seiner äußerst zahmen Opposition doch von steigender Bedeutung wurde.“ Sprechers Hauptaufgabe war sichtlich die eines Sekretärs und Rezensenten, doch wurde ihm auch gelegentlich ein politischer Artikel eingeräumt, der allerdings zunächst die Zensur zu passieren hatte. Man vernimmt aus seinen Briefen noch die erste große Freude des politischen Journalisten, dessen Arbeiten allgemeinere Beachtung finden. Als Theaterrezensent hat Sprecher freien Zutritt im Burgtheater und anderorts, allerdings auch das zweifelhafte Vergnügen, den Weg zu finden zwischen Dichter, Theaterleitung und Publikum. Musikalisch ist er nicht, entgeht also wenigstens auf diesem Gebiet dem Konflikt mit den Lesern seines Blattes. Es ist die Zeit der großen, vielleicht seither nie wieder dagewesenen künstlerischen Triumphe der Sängerin Jenny Lind, und wir möchten Sprecher doch für einen Augenblick das Wort dazu geben. Er schreibt am 24. Februar 1847: „Die Lindmanie ist hier ein klein wenig im Abnehmen. Früher war der Enthusiasmus für sie einigem Wahnsinn zu vergleichen. Um mir nach so langer Öde und Dürre einmal doch ein Vergnügen zu verschaffen, ging ich gestern in die Vielta (Feldlager in Schlesien), um die Lind zu hören. Trotz des äußerst unbequemen Platzes und der entsetzlichen Hitze ward ich doch gelind elektrisiert, weniger durch ihre Stimme, als durch die bezaubernde Anmut ihrer Erscheinung, durch ihr vollendetes Spiel und die herrliche Schule ihres Gesanges. Die Oper an sich ist zu lang und für mich, der ich nicht *conoscitore di musica* bin, sogar erklecklich langweilig. Das Unbequeme meiner Stellung bestand darin, daß nach meinem gewöhnlichen Pech der längste Mann im ganzen Parterre gerade dicht vor mir stand während des ganzen ersten Aktes. Im zweiten und dritten Akte wußte ich mich zu emanzipieren und hatte sonach den Genuß, das liebliche Kind ziemlich deutlich zu sehen.“

Leider sollte auch Sprechers Mitarbeit an der „Gegenwart“ nicht von langer Dauer sein. Schon im April 1847 steht er wieder auf der Straße. Wegen einer kürzeren Erkrankung wird ihm gekündigt, auch scheint er mit der Zensur in Konflikt geraten zu sein, denn die Entwicklung seiner politischen Ansichten hat dauernd den Linkskurs eingehalten. Über die herannahende politische

Katastrophe täuscht er sich keinen Augenblick. Schon hatte sich ja ein Vorgewitter in Galizien entladen. Mit tiefster Sorge gedenkt er auch des herannahenden Bürgerkriegs in seiner schweizerischen Heimat. So konnte er schon im Vorjahr (30. März 1846) schreiben: „Es wird vielleicht bald kommen die Zeit, wo Schwert und Feuer in diesen Zauberauen [er spricht von der Schweiz] wüten, wo die Brüder sich gegen die Brüder erheben, wo der Fremdling eisengegürtet und stahlbewehrt mit der Macht der Kanone eindringt und unsere Weiber schändet, unsere Männer niederschmettert...“

Wie hoch die äußere Notlage Sprechers in den 18 Monaten seiner Wiener Zeit sich gelegentlich steigerte, übergehen wir wohl mit seinem Einverständnis mit Stillschweigen. Doch bleibt uns ein Wort zu sprechen über seine nie ganz unterbrochene wissenschaftliche Tätigkeit. Es sind vornehmlich drei Arbeiten, von denen er wiederholt spricht: eine eingehende Untersuchung über „die Herkunft der Rätier“, sodann die Herausgabe von diplomatischen Akten zur Zeit der Bündner Wirren und endlich die erste Drucklegung eines spanischen Heldengedichts des 16. Jahrhunderts. Nur das zuletzt Genannte liegt heute noch vor, und wir werden kurz dabei verweilen müssen.

1848 erschien bei St. Hilaire, Blanc & Cie. in Paris und Lyon in Kleinoktav „Conquista de la nueva Castilla, poëma eroico publicado por la primera vez por Don J. A. Sprecher de Bernegg“. Es sind 128 Seiten Text und 80 Seiten Anmerkungen, die letzteren spanisch und französisch nebeneinander. In der Vorrede berichtet Sprecher über den Anlaß zu der Publikation: „Eines Tages durchging ich den Manuskripten-Katalog der kaiserlichen Bibliothek. Dort figurierte der Titel dieses Gedichts und fesselte meine Aufmerksamkeit, und zu meiner Überraschung wurde ich gewahr, daß es in gereimten Versen geschrieben war. Wie ich mich aufs genaueste vergewisserte, ist diese Relation der Conquista de la Nueva Castilla nie veröffentlicht worden, obschon andere, weniger bedeutende Gedichte, die die Eroberungen der Spanier und ihre Entdeckungen in den ausgedehnten Gebieten Amerikas verherrlichen, sehr bekannt geworden sind.“

Gewiß, die Publikation war eine Leistung. Nur schade, daß Sprecher im günstigsten Fall mit einem Verzicht auf Honorar davongekommen sein mag. Das Buch ging im Revolutionssturm unter, und zwei Jahre später (26. August 1849) muß er seinem

Bruder melden: „Denke Dir, von meinem spanischen Werke *Conquista del Peru* sind nur zehn Exemplare seit zwei Jahren abgesetzt worden.“

Daß seine dichterische Produktion auch in Wien nicht ganz aussetzte, muß kaum gesagt werden. Jetzt scheint er auch einiges zum Druck gebracht zu haben, wohl ausschließlich Novellen, denen er jedoch später kein Gewicht mehr beimaß, denn er erwähnt sie in der bereits zitierten kurzen Autobiographie mit keinem Wort. Überraschender jedoch ist's, zu vernehmen (25. Januar 1847), daß er an einem Drama arbeitet, über dessen Erfolg er recht optimistisch urteilt: „In einigen Monaten wird ein Drama von mir hier aufgeführt werden, an dem ich mit Eifer und Geduld arbeite, um nicht mit einem Wechselbalg als erstem Versuch vor das Publikum zu treten, wie unsere meisten jungen Dramatiker, welche Ursache sind, daß seit einem Jahr fast alle hier aufgeführten Lustspiele ausgepiffen werden.“ Leider vernehmen wir später von diesem Versuch nichts mehr. Er scheiterte wohl an den immer kärglicheren Existenzverhältnissen des Dichters.

Sprechers Lage in Wien war unhaltbar geworden; er fand das nötigste Auskommen nicht mehr. In einem Nachruf der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 18. März 1882 heißt es, man habe ihm damals eine Stelle bei einer Erforschungsexpedition nach Afrika angeboten, doch habe sich das Ganze zerschlagen, nachdem die Verträge bereits abgeschlossen waren. Wir konnten von diesem Intermezzo nichts finden. Wohl aber spürt man die große Erleichterung, mit der der Vielgeprüfte am 20. April 1847 seinen Brüdern in Chur berichtet, daß er in 7—8 Wochen nach Siebenbürgen verreisen werde, um eine Hofmeisterstelle anzutreten. „Ein edler Graf Nikl. Teleky [lies Têleky], Obergespan eines ungeheuren Komitats, das fast so groß ist, als alle kleinen Kantone, Zürich und Thurgau zusammen, hat mich laut Kontrakt als Erzieher seiner zwei wilden Söhnlein aufgenommen, gibt mir 240 fl. Gehalt und alles frei nebst obligater Dienerschaft und Equipage... Ich muß täglich 3—4 Stunden geben und die Söhne beaufsichtigen; aber ich habe mir täglich 4—5 freie Stunden ausbedungen... der Graf nahm mich besonders deshalb, weil ich ein Schweizer bin; er ist ein Mann der Opposition und hat folglich die Östreicher auf dem Strich.“ Die Abreise von Wien erfolgte am 2. Juli.

Damit beginnt Sprechers ungarische Zeit. Sie sollte über

zwei Jahre dauern und die äußerlich bewegtste seines Lebens werden. Während er im späteren Leben im Gespräch die Basler und Wiener Jahre wenig berührte, erzählte er stets gern von Ungarn und Siebenbürgen, und andererseits scheint er in Ungarn noch heute nicht ganz vergessen zu sein. Noch lebt in der Magnatenfamilie der Teleky die Erinnerung an einen Bündner Adligen, der einst als Hofmeister in einem ihrer Häuser amtete und mit ihnen zu den Waffen griff gegen Östreich¹.

Für diese Zeit nun verfügen wir über erstklassige Quellen, die allein schon die Beschäftigung mit Sprecher rechtfertigen würden, seltsamerweise aber in den fünfzig Jahren nach seinem Tod nie ausgeschöpft wurden. Neben einer Reihe von Briefen an die Brüder in Chur nennen wir zunächst das noch fast völlig erhaltene Manuskript zu einem Werk über Siebenbürgen und Ungarn. Ein Titel fehlt. Doch dürfte er etwa heißen: „Beschreibung von Land und Volk von Siebenbürgen und Ungarn mit Einschluß des ungarisch-österreichischen Krieges von 1848/49.“ Es sind über 400 Quartseiten. Nur an einigen Stellen klappt eine kleine Lücke, und endlich fehlt der Schluß, der Zusammenbruch des ungarischen Widerstandes bei Temeswar und die berühmte Kapitulation von Világos, wo Görgey sich mit dem Rest der ungarischen Armee den Russen ergab. Doch ließen sich diese Schlußstücke leicht ergänzen aus einer Artikelserie von Sprechers Hand, die im Januar 1850 in der „Augsburgischen Allgemeinen Zeitung“ erschien. Die Niederschrift des Buches — es handelt sich um einen schon sorgfältig vorbereiteten Sbozzo — glaube ich in die zweite Hälfte des Jahres 1849 verlegen zu dürfen. Am 13. August hatte Görgey bei Világos kapituliert, und seine Mannschaft, unter ihr der Honvedleutnant Johann Andreas von Sprecher, geriet in russische Gefangenschaft, wurde aber schon nach acht Tagen an die Östreicher ausgeliefert. Darauf weilte Sprecher monatelang in Pest, und in dieser Zeit muß das Buch entstanden sein, denn die Ansätze in der „Augsburger Allgemeinen“ vom Januar 1850 setzen seine Existenz voraus. Vollendet wurde es jedoch erst in London.

Was den Inhalt des Buches betrifft, so begegnet uns hier Sprecher zum erstenmal mit dem geistigen Antlitz, das uns aus seinen köstlichen Bündner Büchern bekannt ist. Die poetisch-philosophische Tendenz der Romantiker von der Art Jean Pauls und

¹ Freundl. Mitteilung von Herrn Dr. iur. Poltera in Zürich.

E. T. A. Hoffmanns ist von ihm abgefallen wie ein Kleid. Mit der Biedermeierei ist's aus. Da wird nicht mehr satirisiert und ironisiert, sondern das wirkliche Leben tritt in sein Recht. Der ungeheure Ernst der vergangenen Jahre, die Wucht der politischen Ereignisse, der Einblick in die Psyche von ganzen Völkern und Stämmen hat Sprecher das Auge geschärft ins wirkliche Leben hinein. An Stelle des Ironisierens menschlichen Philisterdaseins tritt der heilige Respekt vor Menschen und Dingen, die zu beschreiben es sich lohnt, und was von der Romantik übrigblieb, ist schließlich das feine Auge für landschaftliche Schönheit und das Bedürfnis, die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen und verständlich zu machen. In Ungarn hat Sprecher der Landschaftsschilderer sich entwickelt und dann vor allem der Kulturhistoriker, dem jeder Vorgang im Volksleben, äußerer und innerer Art, Interesse erregt. Wo er geht und steht, wird das Volk in seinem Heute und Gestern belauscht, seine Sprache, Sitte, Sagenwelt studiert, der Rhythmus seiner Arbeit beobachtet, wie der Schlag seines Herzens in Religion und Kunst.

Das alles nun aber wird nicht einfach lehrhaft aneinandergefügt zu einem ethnographischen Sammelwerk. Das Reizvolle und die Ermüdung Verbannende an dem Buch ist der Umstand, daß Sprecher schließlich alles an den Faden seiner persönlichen Erlebnisse reiht. Und diese Erlebnisse sind eben nicht alltäglicher Art. In der ersten Hälfte sind's die Reisen eines Hauslehrers, dessen Herrschaft bald hier, bald dort auf ihren Gütern sitzt; dann aber sind's die Abenteuer eines Kriegsteilnehmers, der hin- und hergeschoben wird, heute mit seiner Mannschaft im Überfluß lebt und morgen darbt und mit Tod und Entsetzen so vertraut wird wie mit den menschlichen Wünschen und Schwächen seiner Kameraden.

Wenn wir etwas zu tadeln haben, so ist's die gelegentliche Überfülle des Dargebotenen, die es dann nicht immer leicht macht, dem Faden des eigentlichen Geschehens ohne Mühe zu folgen. Sprecher selbst hatte das Gefühl, daß eine Kürzung seines Manuskripts eintreten müsse.

Das ist unsere Hauptquelle über diese Zeit in Sprechers Leben, an deren restlose Verwertung wir nicht entfernt denken dürfen. Die andere ist ein, wenschon beschädigtes Kriegstagebuch, beginnend mit dem 30. September 1848 und abschließend Mitte Juli

1849, d. h. kurz vor dem Zusammenbruch. Selbstverständlich mußte es Sprecher hernach als Quelle für sein Buch dienen. Es sind zirka 80, teilweise eng beschriebene Oktavseiten. Oft vergingen Tage, bis es fortgeführt werden konnte. Seine besondere Merkwürdigkeit ist die Vielsprachigkeit. Neben den deutschen Eintragungen sind englische, spanische, französische, ungarische, ja einer romanischen bin ich begegnet und einer, die aussieht, als könnte sie persisch sein. Übrigens zerfällt es in zwei Hauptteile, von denen der zweite überschrieben ist: „Soldat“ und mit dem 1. Mai 1849 einsetzt. Leider fehlt es nicht an Lücken, und durchaus nicht alles, was es bringt, ist selbsterlebt.

Als weitere Quelle über die ungarische Zeit wäre schließlich noch eine kurze, handschriftlich vorhandene Monographie über General Bem zu nennen, denjenigen Führer der Ungarn, den Sprecher als militärisches Genie und als Charakter sichtlich am meisten bewunderte, während er Görgey skeptisch gegenüberstand. Beide hatte er auch gesehen und persönlich beobachtet, wie übrigens auch Ludwig Kossuth, den geistigen Leiter der ungarischen Revolution und zeitweiligen Diktator, und andere Führer, so den unglücklichen Grafen Batthyani, der seine Kühnheit auf dem Schafott büßen mußte.

Doch nun zu Sprechers besonderen Erlebnissen in Ungarn. Wie schon erwähnt, verließ er anfangs Juli 1847 Wien. Die Reise ging über Pest und Großwardein hinüber nach Siebenbürgen. Klausenburg war das Ziel, denn hier befand sich das Winterquartier der gräflichen Familie Teleky, deren Hauptgüter nicht in Altungarn, sondern in Siebenbürgen lagen. Die Hauptzeit des Jahres verbrachten sie auf den Gütern, bald auf diesem, bald auf jenem. Der Adel hat das alte Nomadentum nie ganz abgestreift, lebt im Überfluß und verbringt seine Tage zum guten Teil mit Jagd, Besuchen und vornehmen Vergnügen, soweit ihn nicht Landesgeschäfte oder militärische Verpflichtungen abrufen. Der Magnat führt einen im Sommer ambulanten Hofhalt, zu dem auch die Hofmeister seiner Kinder gezählt werden, meistens ihrer zwei: Sprecher waren zwei Söhne Teleky anvertraut, deren Lerneifer ihm manchen Kummer bereitet. Doch befriedigt ihn allmählich besonders der ältere, und er bedauert nur das kühle, distante Verhältnis zwischen Eltern und Hofmeistern, das die erzieherische Tätigkeit des Lehrers stark beeinträchtigt. Man gewinnt übrigens

den Eindruck, daß diese Kühle im Lauf der Zeit einer gewissen tieferen Verbundenheit wich. Das Schulmeistern scheint ihm auch in Ungarn nicht übermäßig Freude gemacht zu haben. Doch ist sicher, daß er seine Pflicht tat, denn die Familie entläßt ihn nicht, auch als die Zeiten kritisch wurden und die Aufhebung der Robot, d. h. die Emanzipation der Bauern, den ungarischen Adel eines sehr beträchtlichen Teils seiner einst so reichen Einkünfte beraubte. Später aber, wie die Walachen sich gegen die Ungarn erheben und auch die deutschen Sachsen gegen sie Partei nehmen, hat Sprecher öfter Gelegenheit, durch besonnenes Auftreten ein geschätzter Hausgenosse zu werden.

In anderen Dingen ist seine Lage ganz nach Wunsch. Zunächst schon das Wanderleben im Sommer konnte niemandem willkommener sein als Sprecher. Er sieht nicht nur einen schönen Teil von Nordostungarn und Siebenbürgen, sondern kann auch gelegentlich auf eigene Faust mehrtägige Reisen unternehmen. Daß ihm täglich sein eigenes Reitpferd zur Verfügung steht, ist in einer ungarischen Magnatenfamilie jener Tage so selbstverständlich, wie daß man ihn mitnimmt auf die Hasen- und Hühnerjagd. Sein Lehrmeister für die Jagd und das Fischen war übrigens sein Kollege, der ungarisch-lateinische Hofmeister, ein Szekler. Zur Winterszeit aber genießt Sprecher in Klausenburg den Vorzug, überall Zutritt zu haben, nicht nur in der Weinschenke der Bürgerlichen, sondern auch im Klub des Adels. Und so erwirbt er sich im Lauf der Zeit eine Kenntnis von Land und Leuten, über die man billig staunt. Das aber will etwas sagen in jenem Erdenwinkel, wo ein gutes halbes Dutzend Völkerschaften ineinander verkeilt sind, Magyaren und Szekler, Sachsen und Walachen, Armenier, Südslawen, Juden und Zigeuner. Wohl macht ihm anfangs die Sprache Schwierigkeiten. Aber Sprecher war nicht der Mann, davor zurückzuschrecken. Im Lauf eines Jahres lernt er ungarisch sprechen und schreiben, und schließlich brachte er's in dieser Sprache zu einer solchen Fertigkeit, daß man ihn bis gegen Ende seines Lebens im Schlaf nicht selten ungarisch reden hörte. Im übrigen war ja das Latein noch die allgemeine Verkehrssprache und auch Amtssprache jener Ostländer. Lateinisch verständigte man sich nicht nur mit jedem gebildeten Ungarn, sondern auch mit den walachischen Popen. Sprecher war aber energisch genug, um sich auch mit dem Walachischen und der Sprache der Zigeuner zu befassen.

Nur beiläufig mag erwähnt werden, wie Sprecher sich stets drüber freut und getreulich nach Hause berichtet, wenn es ihm in der Fremde gelungen ist, wieder einen Bündner Landsmann aufzustöbern. In Klausenburg sind's die Herren Gebrüder Stampa von Casaccia, Zuckerbäcker, und noch größer sollte die Überraschung werden, wie er bei seinem ersten Abstecher nach Debreczin in dieser Stadt der ungarischen Schuhmacher und Lederarbeiter plötzlich vor einem Bündner Firmenschild steht. Er erzählt 13. Juli 1847: „Ich ging eben, Tabak zu kaufen, als ich, auf ein Schild blickend, den Namen Caderas las. „Das kann nur ein Landsmann sein“, dachte ich und trat sans façon hinein und bot einem alten Herrn mit bündnerischen Zügen romanischen Abendgruß. „Ah, un patriot, che plaschair!“ rief er mir entgegen. Dieser Herr Caderas aus Luvis im Oberland lebte hier schon seit 30 Jahren, und obwohl er alt geworden war unter den Ungarn, hatte er doch seine Heimat nicht vergessen. Das bewies er...“ Auch Caderas war pâtissier et confiseur. In der dritten und schönsten seiner „Geschichten aus Pompalusien“ („Neue Zürcher Zeitung“ 1878) hat Sprecher diese Erlebnisse so anmutig verwertet, daß es uns leid tat, sie nicht auch noch in das neu aufgelegte Novellenbändchen „Aus Heimat und Fremde“ (Chur, Bischofbergers Verlag 1931) aufzunehmen.

Sprechers erstes Jahr als gräflicher Hofmeister in Siebenbürgen verlief noch ziemlich ruhig, und auch die Wiener Märzrevolution von 1848 brachte ja Ungarn noch keine ernsteren Unruhen, da der schwache Kaiser Ferdinand die nationalen und sozialen Forderungen der Magyaren kampflos bewilligte, um seine Kräfte im unruhigen deutschen und tschechischen Landesteil, besonders aber in Italien mit um so größerem Erfolg einsetzen zu können. Ganz anders wurden die Dinge im Herbst 1848, nachdem die lombardische Erhebung niedergeschlagen war und an die Stelle des schwachen Ferdinand der jugendliche Kaiser Franz Josef getreten war, dem man klarzumachen verstand, daß er an die den Ungarn gegebenen Versprechungen in bezug auf Autonomie, parlamentarische Regierungsform und anderes nicht gebunden sei. Jetzt griffen die Ungarn zu den Waffen, und es kam die erste Etappe des schrecklichen K r i e g e s, die mit der vorläufigen Niederwerfung der Ungarn durch Windischgrätz und Puchner endete. Aber die österreichischen Generale blieben auf halbem Wege stehen und ließen im Winter 1848/49 den Ungarn Zeit zur Organisation eines

erbitterten Widerstandes. Jetzt traten ungarische Führer in Aktion wie Görgey, Klapka und Bem. Pest ward den Österreichern wieder entrissen, und Bem verjagte mit genialer Taktik Puchner aus Siebenbürgen. Erst das Eingreifen einer russischen Armee im April 1849 brachte neuerdings die Wendung zu Ungunsten der Ungarn, die dann ja im Sommer der russisch-österreichischen Übermacht und dem fürchterlichen Rassenhaß der sich ihren Feinden anschließenden Walachen und Südslawen unterliegen mußten. Alles in allem die bluttriefende Tragödie eines ehrgeizigen, nach völliger Autonomie lechzenden Volkes, das einige Jahrzehnte zu früh losgeschlagen hatte.

Sprecher aber konnte sagen: „Von diesen Dingen bin ich wenigstens ein Teilchen auch gewesen.“ Wir werden zu erfahren haben, auf welche Weise der Bündner Adlige hineingezogen wurde in dieses ungeheure Ringen einer Nation, die ihn im Grunde wenig anging.

Die Sache verläuft für ihn, wie für die Ungarn, in zwei Etappen. Die erste macht er mit aus politischer Überzeugung, die zweite aber geschoben von den Verhältnissen aus dem verzweifelten Entschluß heraus, als Soldat das Glück zu versuchen, das ihm als Geschichtsprofessor und Journalist nicht beschieden war.

Wir müssen auf Sprechers politische Ansichten zurückkommen, die, wie wir sahen, in Basel in Gärung geraten waren und sich in den zwei Wiener Jahren jedenfalls nicht beruhigt hatten. Das wichtigste Dokument dafür haben wir in dem bereits einmal zitierten, der Handschrift nach zu schließen ruhig überlegten Brief aus Kolosvartt in Ungarn an seine Geschwister in Thalheim, datiert vom 6. April 1848. Es ist der einzige Brief aus Ungarn an Schwester und Schwager in Thalheim, der uns erhalten blieb. Er, wie auch die Briefe nach Chur, verrät ein gewisses Lebensbehagen und eine innere Ruhe des Schreibers, wie wir sie in den Wiener Briefen nur selten finden. Da lesen wir nun: „Da ich in Wien und hier (auf dem Lande wenigstens) Zeit genug zu „denken“ hatte, habe ich viel gedacht und bin religiös und politisch entschieden einer Partei beigetreten, die ich früher haßte, weil ich ihre Prinzipien nicht verstand. Ich bin entschieden radikal, aber ich liebe über alles mein Vaterland und sah deshalb die französische jüngste Revolution zwar als einen Fortschritt für die Menschheit, aber als ein Unglück für die Schweiz an, denn sie wird unsägliches Elend über

die Schweiz bringen. Ich hasse die Druey, die Fazy etc., welche ihre Kantone an die neugebackene Republik verkaufen möchten. Auch ich bin für eine Bundesreform und habe im allgemeinen gegen das Zweikammersystem nichts einzuwenden, weil es doch nur ein kurzes Übergangsmittel, eine Brücke sein wird. Aber ich möchte nicht, daß man sich das Rezept zur Regeneration der Schweiz aus Frankreich verschriebe, und vor allem möchte ich, daß die Schweiz eine zwar freundliche, aber entschieden ernste Haltung gegenüber der neuen Republik einnehme.“

„Von Österreich — das habe ich vor drei Jahren in schweizerischen Blättern gesagt — ist ebenso wenig zu fürchten wie von Preußen oder Rußland, wohl aber von Frankreich, ob das Land nun Republik sei oder Monarchie. Wenn Frankreich sich mit Rußland alliiert — auch dies sagte ich vor drei Jahren —, so wird der Preis und die Frucht dieser Allianz — die früher oder später so gewiß erfolgt, als sie für Rußland notwendig geworden ist — nicht nur Belgien und die Rheinlande für Frankreich, sondern auch Genf, Waadt, Neuenburg und Basel sein.“

Wir haben die ganze Stelle zitiert, obschon uns ja für den Augenblick nur die ersten Sätze stärker berühren. Sprecher ist politisch radikal geworden. Das Achtundvierziger Geschehen hat ihn mit ganzer Macht erfaßt, und die ungarischen Ereignisse, denen er anfangs nur beobachtend gegenüberstand, sind ihm mehr und mehr ein Stück vom Anbruch des Neuen, das da kommen muß. Das wäre nun allerdings noch kein zwingender Grund gewesen, selbst einzugreifen. Aber es erwacht der Tatendrang des dreißigjährigen Mannes, vielleicht auch das Sprechersche Soldatenblut und ein wenig — Abenteuerlust. Dem Bruder Peter schreibt er am 24. Mai 1848: „Außerdem fesselt mich noch die Neugier, wie's hier ablaufen werde, und das Interesse an dem schönen und reichen und höchst merkwürdigen Lande. — Doch wenn ein allgemeiner, blutiger Bürgerkrieg ausbrechen sollte, und wie gesagt, es ist nicht unwahrscheinlich, was dann? Fliehen und die mir anvertrauten Kinder im Stiche lassen, wäre feig. Ich müßte denn mit ihnen fliehen.“

Den Sommer über bleibt Ungarn noch verhältnismäßig ruhig. Das Beunruhigendste sind russische Truppenbewegungen in Beßarabien. Im September ist die Spannung wieder aufs höchste gestiegen, und am 5. Oktober schreibt Sprecher in sein Kriegstagebuch: „Es stürmt draußen in der Welt, wo alle Elemente politi-

scher Leidenschaften losgelassen sind. O daß ich nicht auch am Wagen der Geschichte ziehe! Daß ich verurteilt bin, von weitem diesem wunderbaren Schauspiel der sich regenerierenden Menschheit durch getrübe Brillengläser zuzuschauen! Gewiß, Großes ist geschehen, und noch Größeres bereitet sich vor, trotz oder vielleicht *parce que*. Die Reaktion ist immer unbewußt ein Werkzeug des Fortschrittes gewesen, oft ein sehr mächtig wirksames. So wird es auch diesmal sein. Die Völker sind auf ihrem Wege auf einem hohen Berge angelangt; sie stehen stille, um Atem zu holen und um dann desto unaufhaltsamer bergab zu stürmen. Die Krise ist „sehr“ nahe! Am verwickeltsten sind die Verhältnisse in der österreichischen Monarchie, und diesen Knoten wird nur das Schwert und auch das nur mit Mühe lösen. Dann fallen aber auch die Stricke auseinander, die dieses heterogene Völkerbündel aneinanderhielten.“ Am 14. Oktober aber heißt es schon: „Sagte ich's nicht? Die Wiener Revolution ist eingetroffen! Dies ist der Anfang des dritten Aktes des großen Dramas, dessen Verfasser Gott und dessen Schauspieler die Völker sind.“ Und dann geschieht das Seltene, daß Sprecher übergeht zur gebundenen Rede und in sein Tagebuch die kleinen Verse setzt:

„O weil ich noch im Frühling bin
 Und voll von Geist und Leben,
 so nimm mich auch im Frühling hin,
 O Geist, der mich gegeben.
 Nur nicht verwelkt und müd und matt
 möcht' ich in Sturm und Wettern
 hinwehen wie ein welkes Blatt
 Gleich all den andern Blättern!

Die österreichische Regierung hat zur Bändigung der Magyaren das schreckliche Mittel ergriffen, den Rassenhaß der von den Ungarn seit Jahrhunderten sozial beherrschten Walachen aufzupeitschen, und nun bleibt nichts anderes übrig, als daß jedermann zur Erhaltung seines Lebens zu den Waffen greift. Daß Graf Teleky mit den älteren Söhnen es tut, ist selbstverständlich. Der Hauslehrer Sprecher hätte sich davonmachen können. Er tut es nicht, sondern läßt sich in den *b e w a f f n e t e n L a n d s t u r m* einreihen. Den Umgang mit dem Degen hatten ihn die Studentenjahre gelehrt, den mit der Flinte die gräflichen Jagden. Am 9. November wird er mit 8—10 seiner Kollegen in Klausenburg unter

die Jäger eingereiht, und schon am 13. November steht er zum erstenmal im Feuer eines blutigen Gefechtes gegen die heranrückenden Walachen unter Oberst Urban und kostet nach tapferem Ringen die ganze Enttäuschung eines Rückzugs nach Klausenburg, das nachher vor der Übermacht der Kaiserlichen kapituliert. Aber schon zu Weihnachten ist die Stadt wieder in den Händen der jubelnden Ungarn. General Bem ist herangerückt und hat den Kaiserlichen nach verschiedenen siegreichen Gefechten Klausenburg entrissen. Es war die Ouvertüre seiner glorreichen Wiedergewinnung ganz Siebenbürgens für die Ungarn. Wir übergehen die Ereignisse der folgenden drei Monate. Sprecher hat diese Zeit in Klausenburg im Telekischen Hause zugebracht, und es mag sein, daß er vorübergehend sogar seine Hofmeisterfunktionen wieder aufnehmen konnte. Dazwischen hinein schreibt er etwa einen Bericht an die „Augsburger Allgemeine Zeitung“. Die größte Gefahr schien ja beschworen. Siebenbürgen war vom Feinde gesäubert, im Westen aber hatte Görgey so bedeutende Vorteile errungen, daß am 23. April die ungarischen Husaren wieder in Pest einziehen konnten.

Aber die Weiterblickenden wußten, daß die große Entscheidung erst bevorstand. Schon im April galt das bewaffnete Eingreifen Rußlands als sicher, und am 3. Juni rückte die erste Abteilung des russischen Hauptheeres in Preßburg ein. Und nun ist's ausgerechnet am 1. Mai 1849, daß Sprecher sich als ungarischer Soldat einreihen läßt. Jetzt ist er nicht mehr Landsturmann, sondern gehört zu den Linientruppen, den *Honveds*.

Sein Tagebuch ist von diesem Zeitpunkt weg französisch geführt, vielleicht weil das Mittragen von Schriften in anderer als ungarischer und französischer Sprache gar nicht gestattet war. Da heißt es denn nun auf der ersten Seite: „Ich habe den Entschluß zur Ausführung gebracht, den ich nach reiflicher Überlegung, veranlaßt durch verschiedene Umstände und gedrängt durch innere Erlebnisse, gefaßt hatte. Ich habe mit meiner Vergangenheit gebrochen und erwarte ein besseres Geschick von der Zukunft. Doch mag sie bringen, was sie wolle, so werde ich mich bemühen, mich unter den göttlichen Willen zu beugen. Er, Gott, möge mir die Kraft geben, alles ohne Murren zu ertragen.“ Kein Zweifel, es war kein Glücksspiel. Sprecher wußte, was er tat. Es ist übrigens durchaus nicht nötig, anzunehmen, daß er den Sieg der Ungarn

noch erwartete, ebensowenig wie daß er mit den politischen Zielen der Ungarn in allem einig ging. Er wollte wirklich zum militärischen Beruf übergehen, ein Schritt, der ja für einen Sprecher von Bernegg nichts Unerhörtes an sich hatte.

Und so faßt er denn auch seinen Eintritt in die ungarische Armee auf. In Bistritz meldet er sich beim Bataillonskommandanten Puhl, unterhandelt mit ihm und erhält die Versicherung, man werde ihm nur eine ganz kurze Zeit (*les premiers jours*) zumuten, gemeiner Soldat zu sein. Aber es vergehen drei Wochen, und er hat noch nicht das erhoffte Offizierspatent. Die ersten Tage hatte man ihn auf einem untergeordneten militärischen Bureau beschäftigt; nachher hatte er gar nichts zu tun. Da beschließt er, nach Debreczin zu gehen, dem damaligen Sitz der ungarischen Regierung, eine Audienz beim Diktator Kossuth nachzusuchen und eine Zivilanstellung zu erstreben, sofern ihm der militärische Grad versagt würde. Mit großer Mühe bringt er das nötige Reisegeld zusammen und macht sich in Gesellschaft auf den Weg, und zwar am 25. Mai. Auf öfters recht mühsamen Wegen erreicht er am Tag vor Pfingsten über Großwardein das ersehnte Debreczin. Hier ist alles horrend teuer, und man muß sich beeilen, seine Geschäfte ins reine zu bringen. Sprechers Uniform des simplen Honvedsoldaten erschwert ihm sichtlich den Zutritt zu Kossuth. Wenn ich eine Lücke des Tagebuchs richtig ersetze, muß er schließlich eine Art Prüfung ablegen, um sich über seine Befähigung zu einem Offiziers- oder Beamtenposten auszuweisen. Als Thema bekommt er einen Aufsatz über die russische Intervention, die, wie wir bereits wissen, eben in diesen Tagen begonnen hatte. Er beginnt abends und schreibt eine ganze Nacht bis wiederum zum Mittag, aber der Effekt entspricht der Anstrengung nicht. Man stellt ihn vor die Wahl, entweder sich mit einer Unteroffiziersstelle als sergeant major zu begnügen oder die Beurlaubung zu nehmen. Sprecher wählte das letztere, denn er war jetzt offenbar entschlossen, nicht zu ruhen, bis er seine Offiziersstelle hatte, die er auch nach ungarischen Usancen unbedingt beanspruchen konnte. Da aber der Regierungssitz unterdessen von Debreczin nach Pest verlegt worden war, konnte das Ziel nur dort erreicht werden.

So blieb Sprecher drei Wochen in Debreczin und schloß sich darauf einem Invalidentransport an, den einer seiner Freunde kommandierte und dessen Reiseziel Gyöngyös war. So durchquert er

die Pußta, gelangt endlich nach Gyöngyös, und weil er gänzlich ohne Mittel ist, wird er abermals gezwungen, sich einem Invaliden-transport nach Pest anzuschließen. Unterwegs begegnen sie schon Flüchtlingen, die aus den Gebieten der russischen Invasion kommen, und am 25. Juni langt er endlich in der ungarischen Hauptstadt an. Nun geht es von Bureau zu Bureau, aber Aufregung und Verwirrung infolge des Herannahens der russischen Armee haben schon einen solchen Grad erreicht, daß Sprecher überlegt, ob er nicht seine militärischen Wünsche an den Nagel hängen soll und als Korporal nach Klausenburg zurückkehren. Da trifft er verschiedene Glieder der Familie Teleky, darunter eine junge Gräfin Teleky, für die er seit längerem zarte Gefühle hegte, die nach seinem Bericht erwidert wurden, obschon er ihr als simpler und, was die Kleidung betrifft, gewiß nicht mehr schmucker Honvedkorporal entgegentrat, und so verlängert er seinen Aufenthalt in Pest um einige Tage.

Es war sein Glück. Am 6. Juli erreichte er, was er suchte, sein Avancement. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Batthyani, erklärt ihm zwar sehr huldvoll, daß er ihm keine Stelle in seinem eigenen Ressort anbieten könne, gibt ihm aber eine Empfehlung an den Kriegsminister mit, auf welche hin Sprecher sein Leutnantspatent erhielt im 126. Honvedbataillon mit deutscher Kommandosprache.

Nun war's erreicht, doch nicht, um darauf auszuruhen. Schon am zweiten Tag hernach hieß es, daß der Feind in der Nähe von Pest stehe, und die Regierung beeilte sich, ins Innere des Landes zu entkommen. Sprecher aber mußte sein Bataillon zu erreichen suchen und benützte dazu ein Donauschiff, das gleichzeitig gegen 600 Verwundete nach Süden transportierte. So gelangte er am dritten Tag nach Garra. Es war der 11. Juli. Major Tomsdorf in abenteuerlicher Csikos-, d. h. Roßhirtenuniform, an den er sich zunächst zu wenden hatte, glich einem montenegrinischen Bandenführer und schien nicht übel Lust zu haben, den in einfachem Schwarz daherkommenden Honved abzuweisen. Als er aber das Schreiben des Kriegsministeriums eröffnete und gleichzeitig erfuhr, daß Sprecher schon mehr Pulver gerochen, wies er ihm das Geld für eine Offiziersuniform an und ein Fuhrwerk nach Gakova. „Ich machte mich auf den Weg in der Erwartung, mich noch am gleichen Tag zu schlagen, wie ich aus den Andeutungen des Majors

schloß. Aber wir gelangten nach Gakova, ohne irgend etwas vom Feinde gesehen zu haben, der die vorausgehende Nacht zwischen Gakova und Zombor biwakiert hatte.“ Mit diesen Worten schließt sein Kriegstagebuch ab.

Was nun folgte, hat Sprecher mit behaglicher Breite in den Januarnummern 1850 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ erzählt unter dem für ihn so bezeichnenden Titel „Natur- und Kriegsbilder aus Ungarn“. Das ist nicht eine Kriegsgurgel, die hier spricht, auch nicht ein Abenteurer, allerdings ebensowenig ein Mensch, dem der Krieg zum Weltanschauungsproblem geworden wäre, sondern der nimmermüde Beobachter von Land und Leuten. Kaum daß er Worte verliert über Einzelvorgänge einer Schlacht, bei der er selbst mitten im Feuer gestanden. Statt dessen schildert er die landschaftlichen Schönheiten der Donau von Pest abwärts und ein andermal die Gewalt eines nächtlichen Gewitters auf der Pußta. Man muß die kriegerischen Ereignisse schon herausuchen wie die Rosinen aus einem Kuchen, und die Redaktion mag gelegentlich den Kopf geschüttelt haben über den merkwürdigen Kriegsberichterstatte. Wir beschränken uns deshalb für diese letzte Zeit von Sprechers militärischen Erlebnissen auf seinen eigenen lakonischen Bericht in der oben zitierten, ganz kurzen Selbstbiographie, wo es heißt: „Er machte den Krieg mit, zuerst im 31. Bataillon unter Oberst Toth in Siebenbürgen, dann im 126. in der Baska (Südungarn) unter General Kméty, nahm teil am Siege über Jellachich bei Verbasz, aber auch an der Niederlage der Ungarn bei Temeswar sowie an der Waffenstreckung.“

Mit der Kapitulation bei Világos, in der Nähe der siebenbürgischen Grenze (18. August 1849), war Sprechers militärische Laufbahn beendet. Man hat vermutet, er sei mit General Bem und anderen nach der Türkei entkommen, aber es bestätigt sich nicht. Sein Los war das viel prosaischere eines Kriegsgefangenen, zuerst bei den Russen und bald darauf bei den Österreichern.

Jetzt kommen wieder Monate in Sprechers Leben, über die wir ganz dürftig unterrichtet sind. Er selbst schreibt darüber: „Unter mancherlei Gefahren mußte er den Winter (1849/50) hindurch sich in Pest aufhalten, da er einen Paß zur Heimreise nicht erhalten konnte, ohne zu riskieren, von der Polizei entdeckt zu werden. Ein Zufall führte die Entdeckung dennoch herbei, und Sprecher konnte sich glücklich schätzen, mit der Strafe der Verweisung aus Öster-

reich davonzukommen.“ (Autobiographisches Merkblatt.) Das Rätsel dieser kurzen Mitteilung bilden für uns die „mannigfaltigen Gefahren“. Vielleicht trägt ganz Weniges zu seiner Lösung bei ein „Geleitschein“ aus Sprechers Nachlaß, datiert vom 13. September 1849, ausgestellt für Andreas Sprecher: „Charakter: zum Feldkriegsdienste untauglich befunden — zur Reise nach Dresden.“ Gezeichnet durch die Stadthauptmannschaft von Pest: Emmerich Pékásy.

Was mag der seltsame Schein bedeuten? Wenn es stimmt, daß am 13. September 1849 noch offenbar ein Ungar das wichtige Amt eines Stadthauptmanns von Pest innehatte, so war derselbe jedenfalls nicht befugt, einem österreichischen Kriegsgefangenen einen Passierschein nach Dresden auszustellen. Somit ist entweder der Schein gefälscht — trotz seiner zwei Stempel — oder, was mir wahrscheinlicher vorkommt, ist es Sprecher gelungen, schon in den ersten Tagen nach der Übergabe der ungarischen Kriegsgefangenen von den Russen an die Österreicher zu entkommen und Pest zu erreichen, bevor der Regierungswechsel stattfand, d. h. bevor den ungarischen Beamten jede Kompetenz entzogen war. Sprecher aber wagte offenbar nicht, den Passierschein zu benützen, weil derselbe an der Grenze keine Kraft mehr besessen hätte.

Soviel erkennt man auch aus Sprechers eigener kurzer Notiz, daß er sich der Gefangenschaft entziehen konnte und dann monatelang in Pest ohne die nötigen Ausweise sein Dasein fristete. Die Familientradition aber, daß er als Maurer verkleidet in Pest dem Verdienst nachging, mag dahin zu berichtigen sein, daß ihm in dieser Verkleidung die Flucht aus dem Gefangenenlager gelang. Als Stundengeber und Literat würde er sich in der ungarischen Hauptstadt in dieser Vermummung nur täglich verdächtig gemacht haben, während es ihm in anderem Zivilgewand wohl gelungen sein mag, monatelang der polizeilichen Entdeckung in einer ohnehin zunächst noch durch den Krieg durcheinander gerüttelten Großstadt zu entgehen.

Schließlich ließe sich fragen, warum der Honvedleutnant Sprecher aus der Kriegsgefangenschaft entwich und damit seine Lage keineswegs vereinfachte. Den Grund dürfen wir wohl in der Cholera-gefahr suchen. Manche russischen Heeresteile waren schon durch die Krankheit dezimiert, und Sprecher selbst erzählt davon, wie das Übel bereits auf die Zivilbevölkerung übergegriffen hatte.

Endlich aber hatte sich Sprecher in der Theißebene eine Malaria geholt begleitet von einem Ohrenübel, dessen erste Spuren schon in Wien aufgetreten waren, so daß ihm dran liegen mußte, möglichst rasch aus den militärischen Massenquartieren in bürgerliche Pflege zu kommen.

Wir vermuten, daß dieser Winter in Pest auch rein äußerlich mit großen Entbehrungen verbunden war, denn in solchen Zeiten mochte das Stundenhalten wenig eintragen, und die Journalistik seufzte unter dem Druck der Polizei. Daß Sprecher übrigens den Plan, Soldat zu bleiben, somit Berufssoldat zu werden, noch nicht aufgab, das wissen wir aus dem Fragment eines Briefs an Moor aus diesen Tagen. Da begegnen wir der Stelle: „Ich habe dadurch (nämlich im Krieg) an Selbstvertrauen, an Religion, d. h. an wahrer Religion, und physisch an Abhärtung gewonnen. Sollte ich, was nicht unmöglich ist, mich entschließen, in früherer oder späterer Zeit in die Armee irgendeines Staates einzutreten, so bringe ich auch praktische militärische Kenntnisse mit, wenn sie auch bei der Kürze der Dienstzeit nicht von großem Belange sind. Doch kann ich mich rühmen, den Vorpostendienst vollkommen in seinen Details zu kennen.“

Aus einem Brief an Bruder Peter, geschrieben 15. Dezember in Pest, erfahren wir dazu, daß Sprecher sich brieflich an seinen Vetter, den Bürgermeister Andreas von Sprecher in Chur, gewandt hatte mit der Bitte, seinen Einfluß dahin zu verwenden, daß er eine Offiziersstelle in Holland, England oder Modena erhielte. „Sollte man mich von Holland aus gleich nach Java schicken — mir auch recht. Ist man einmal Soldat, so muß man immer auf den Tod gefaßt sein, und ich habe ihm schon manchmal ins Antlitz geschaut, ohne zuletzt mehr zu zittern. Am Anfang hatte ich diese Schwachheit der menschlichen Natur auch.“ Den modenesischen Dienst würde er allerdings nur im äußersten Notfall wählen, „da ich nicht gerne in halb absoluten Staaten diene“. Und wir fügen gerne bei, daß er einige Monate später von England aus erklärte, die Aussicht, im neapolitanischen Dienst anzukommen, sei ihm peinlich, und nur seine Notlage könnte ihn dazu bringen, dort das Werkzeug zur Unterdrückung der Freiheit zu sein.

Im übrigen fällt in den Winter im niedergeworfenen Pest Sprechers Ausarbeitung seiner ungarischen Erlebnisse in Form des obengenannten Buches, für das er hernach in Deutschland,

England und der Schweiz vergeblich nach einem Verleger suchte. Er mußte froh sein, wenigstens einige Kapitel bei der „Augsburger Allgemeinen“ unterzubringen. So endete für den Schriftsteller Sprecher die ungarische Zeit noch mit einer jener Enttäuschungen, an denen die erste Hälfte seines Lebens so reich gewesen ist.

Aus Sprechers eigenen Worten wissen wir, daß er schließlich in Pest durch die Polizei entdeckt und des Landes verwiesen worden sei. Die Entdeckung soll übrigens die Folge bestgemeinter amtlicher Nachforschungen seiner Familie nach ihm gewesen sein. Nicht festhalten läßt sich die Familienüberlieferung, daß es auf seinem Passierschein geheißen habe: „Beruf: Rebell“, denn nie und nimmer hätte er mit einem derartigen Dokument Anno 1850 in Deutschland Einlaß gefunden, wohin er sich nun wandte. Genug, daß man den Flüchtling aus dem Gefangenenlager der Theißebene mit der Landesverweisung begnadigte.

Über die folgenden Monate läßt sich wenig Genaues sagen. Was wir sicher wissen, ist, daß Sprecher am 8. Februar 1850 noch in Pest weilte und am 10. Mai in London ist. Außerdem erfahren wir aus einem Brief an Bruder Peter, daß er sich mit dem Plan trug, sich nach Leipzig oder Dresden zu wenden, „wo ich, wie ich höre, als maître de langue bessere Geschäfte machen kann als hier [d. h. in Pest]; denn obwohl ich täglich 7—8 Stunden gebe, muß ich doch sehr sparen, um auszukommen und etwas für meine Reise zu erübrigen“. Der Plan scheint auch ausgeführt worden zu sein, doch brachte Sprecher nach Sachsen einen unerfreulichen Begleiter mit, ein Wechselfieber, das er sich im Krieg in der Theißebene geholt. Wie aber auch die Erwartungen, die er auf Leipzig und Dresden gesetzt, sich nicht erfüllten, wandte er sich weiter — nach London. Sein neuester Plan war, sich dort oder sonstwo in England eine Lehrstelle zu suchen, und die Schwester, Frau Dr. Plittv. Sprecher, versah ihn mit Empfehlungen an die dortigen Mitglieder der Brüdergemeinde, wie Latrobe, Mallalieu, Christiansen. Der Zug nach England ist begreiflich, weiß man doch, wie mancher entwurzelte Achtundvierziger dort Aufnahme fand und Verständnis für seine Ideen. Hier mochte auch das nötige Interesse sich finden für Sprechers Ungarnbuch, an dessen Erfolg der Viellenttäuschte zunächst noch zu glauben wagte. Es war sein Glück, daß er nicht wußte, was ihm in London bevorstand. Die Nöte, die hier auf ihn warteten, sollten noch ein würdiges Seitenstück werden zu

seiner trübsten Wienerzeit, nur noch mit der Beigabe eines nicht ausgeheilten Wechselfiebers und gesteigerter Hemmungen des Gehörs.

Übrigens gestalteten sich Sprechers erste Monate in England durchaus nicht unangenehm. Solange noch wenigstens die Hoffnung auf Anstellung und einen Verleger für sein Buch ihn begleitete, überließ er sich auch in London ganz seinen wissenschaftlichen Liebhabereien. In den ersten Maitagen 1850 scheint er in London angelangt zu sein; vom 20. Mai weg läuft das uns noch erhaltene Zwischenstück eines Londoner Tagebuchs. Er machte alle Anstrengungen, eine Stelle zu finden, und die guten Herrnhuter Freunde tun auch, was sie können, „aber immer war die Frage: Welche Religion hat Herr von Sprecher? und sie (die Freunde) durften bei aller Liebe für Andreas nicht unwahr sein, und da konnte nichts werden“. (Elise von Sprecher an die Churer Geschwister, 4. November 1850.) Sprecher selbst scheint allerdings den Mißerfolg anfänglich nicht so tragisch genommen zu haben. Gründlich schaut er sich London an und seine Docks, Gemäldegalerien, Parks, Museen. Bald ist er vertieft in die archäologischen Schätze des Britischen Museums; von einer Anstellung an diesem Museum, die man ihm gelegentlich andichten wollte, ist aber keine Rede. Auch dem in Dawley-Lodge in Middlesex wohnenden Grafen Peter von Salis macht er gelegentlich seine Aufwartung und wird von ihm wie von seinem Sohn Johann Franz Wilhelm sehr freundlich aufgenommen. In Begleitung des Sohnes besucht er die Salissche Familienkapelle und Grabstätte in Harlington und bewundert bei der Gelegenheit auch die Great Western Railway, die damals noch berühmteste Eisenbahnlinie Europas. Die streng konservative Familie des Grafen Peter von Salis findet es allerdings etwas verwunderlich, daß ein Sprecher von Bernegg in den Reihen der revolutionären Ungarn gekämpft hatte, und anderseits ist Sprecher viel zu stolz, um ihnen seine bedrängte Lage zu offenbaren. Peter, der jüngere Sohn des Grafen, ist Maler und vortrefflicher Zeichner, und man hat vermutet, die durch Sprechers Sohn Paul sorgsam bewahrte Porträtskizze seines Vaters möchte hier entstanden sein. Es ist das trotz gewisser Mängel so fesselnde Bild, das der Neuausgabe von Sprecherschen Novellen „Aus Heimat und Fremde“, Chur, Bischofbergers Verlag, 1932, beigegeben ist.

Das alles konnte leider nichts daran ändern, daß Sprechers Lage in London stets prekärer wurde. Am 10. Oktober 1850 schreibt er seinem Bruder Peter im Ton tiefer Niedergeschlagenheit, wohl wieder unter der Wirkung eines Wechselfieberanfalls. Noch einige Wochen harrt er aus, und dann scheint er in der äußersten Notlage dem freundlichen Anerbieten von Schwester und Schwager in Thalheim, ihn bei sich aufzunehmen, nicht länger widerstanden zu haben. So reist er im Dezember 1850 zurück in die schweizerische Heimat, die er seit 5½ Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Man denke sich aber ja nicht einen gänzlich abgerissenen und in seinem äußern Auftreten halbverzweifelten Menschen. Ein wohlmeinender Engländer war ihm mit einem Reisedarlehen zu Hilfe gekommen, so daß Sprecher mit einer gewissen Gelassenheit von Rotterdam weg den Rhein hinauffährt. Im Plauderton erzählt er am 28. Dezember von Thalheim aus seinem getreuen Moor: „In Rotterdam besuchte ich die Handlung in Süßigkeiten Sprecher und Kompagnie, legte mich früh schlafen und zahlte folgenden Morgens eine Rechnung, die auch dem aus dem sprichwörtlich teuern Lande der Hengist und Horsa Kommenden überschwänglich erschien. — In Keulen [Köln] blieb ich einen Tag, um wenn möglich Verbindungen mit dortigen Literaten von Einfluß anzuknüpfen, jedoch ohne viel Erfolg... Den Dom belugten wir von allen Seiten, sahen und hörten einen Jesuiten darin predigen und zogen am folgenden Morgen weiter, nachdem ich mit Lewin Schüking, dem Dichter, und seiner Frau einen angenehmen Nachmittag verbracht. ... In Frankfurt, wohin man von Mainz an demselben Abend aufbrach, wurde zweitägiger Aufenthalt gemacht, abermals wegen Stellen. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt. Alle Redaktionen waren überfüllt mit Leuten und Geschäften, da ich gerade während der bedrohlichen Krise dort ankam. Malten [der Verleger] versprach jedoch, an mich anderwärts zu denken. ... Mit seltsamen, aber durchaus nicht seligen und enthusiastischen Gefühlen betrat ich Schweizerboden. Es war mir damals einerlei, und ich glaube sogar, mein Herz schlug und schlägt noch langsamer als ehemals. Zu viel und zu oft bin ich in meinen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht worden, um noch Sanguiniker zu sein und so warm zu fühlen als sonst. Nur die Heidelberger Stunde machte eine Ausnahme.

„Ich war mit dem Bestreben nach London gegangen, tüchtig zu arbeiten, zu ökonomisieren und so viel zu erwerben als möglich. Ich arbeitete Tag und Nacht, gab viel Geld aus, um Stellen zu erhalten und mein Buch über Ungarn anzubringen, schrieb mehr als 40 Briefe in diesen Sachen und lief mir fast die Beine ab. Außerdem, da ich nichts verdiente und nur verzehrte, mußte ich leider Schulden machen; und doch lebte ich monatelang wie ein Hund. So kehrte ich durchaus entmutigt und unbeschreiblich lebensmüde nach der Schweiz zurück.“

Die Aufnahme, die J. Andr. von Sprecher, der Schiffbrüchige, in Thalheim fand, im ländlichen Pfarrhaus bei Schwester und Schwager Hunziker, war mehr als freundlich. Hier bewährte sich nicht nur der Sprechersche Familiensinn, sondern auch die ganze Weitherzigkeit herrnhutischen Christentums. Mit der größten Schonung wurde er körperlich und seelisch gepflegt; die Nachwirkungen der Malaria verschwinden, allmählich auch die Schatten der Schwermut. Zwar sollte noch eine empfindliche Niederlage kommen. Ein Versuch Sprechers, auf der Bundeskanzlei in Bern anzukommen, mißlang nach kurzer Probezeit. Wir vermuten, daß eine wachsende Harthörigkeit die Hauptschuld trug. Und das gleiche Hindernis mag ihm den Weg verlegt haben in den Redaktionsstab des Berner „Bund“, an dessen Spitze damals ein Bündner, J. K. von Tschärner, stand¹. Doch war es vielleicht besser so. Sprechers Ansichten über die eidgenössische Politik waren doch zu wenig endgültig und hätten früher oder später zu Unstimmigkeiten geführt. So zog er sich zum zweitenmal nach Thalheim zurück und arbeitete bis zum Herbst 1854 als Privatgelehrter. Seine publizistische Hauptleistung während dieser Zeit geschah im Auftrag des Sauerländerschen Verlags in Aarau. Es war die Bearbeitung einer dritten Auflage von Lutz' geographisch-statistischem Handlexikon der Schweiz, die 1856 deutsch erschien und 1859 französisch (bei Blanchard, Lausanne). Es sind zwei Bände mit zusammen 1070 zweiseitigen Seiten.

Endlich brachte ihm das Jahr 1854 die ersehnte Anstellung in der engeren Heimat. Es war der gegen außen recht bescheidene Posten eines Aktuars der Erziehungskommission des

¹ Seine Mitarbeit am „Bund“ dauerte übrigens ein Jahr, wie J. K. Tschärner am 4. März 1852 bezeugt, und von den Leitartikeln dieses Jahres stammen nicht wenige aus seiner Feder.

Kantons Graubünden, dessen Pflichten zeitweilig auch auf die Armenkommission ausgedehnt wurden. Das Amt hat ihm für zeitlebens den Titel „Aktuar Sprecher“ eingetragen. Es war Sprecher sehr willkommen, daß ihm seine Funktionen ziemlich viel freie Zeit für Privatstudien ließen, ja selbst zur vorübergehenden Redaktion der damaligen „Neuen Bündner Zeitung“. Wohl betrieb er die eigentliche Schriftstellerei für zwei Jahrzehnte nur noch gelegentlich. Um so emsiger aber war und blieb sein Studium der Bündner Geschichte. Unterdessen hatte er sich 1857 auch den eigenen Hausstand gegründet. Spät, aber um so glücklicher war seine Ehe mit Elisabeth von Salis-Grüsch, deren elterliches Haus an der Oberen Gasse in Chur für die nächsten zwei Jahrzehnte sein Heim wurde. Hier wurden ihm auch drei Kinder geboren, zwei Mädchen, die in zartem Alter starben, und der Sohn Paul, der seinen Namen weitertrug und heute, ein mehr als Siebzigjähriger, als Präsident des Bezirksgerichts Plessur nicht nur auf eine richterliche Tätigkeit von seltener Dauer zurückschaut, sondern auch bei jeder Neuwahl das unbegrenzte Vertrauen und den Dank seiner Mitbürger erfährt. Ihm danken wir's in erster Linie, daß unser längstgehegter Wunsch, die Wanderjahre seines Vaters darzustellen, in Erfüllung gehen durfte.

Damit ist allerdings unsere Dankesschuld gegenüber dem Dichter der Donna Ottavia nicht abgetragen. Sprechers reichstes und reifstes Schaffen als Historiker und Dichter fällt erst in die drei letzten Jahrzehnte seines am 8. Januar 1882 abgeschlossenen Lebens, ja man wird sagen können, erst in die Zeit, da er nach Niederlegung seines kantonalen Amtes im Jahr 1864 sich ganz auf seine Privatstudien zurückzog. Wachsende Schwerhörigkeit hatte ihn dazu veranlaßt. Aber je stiller es um ihn herum wurde, desto reicher erschloß sich ihm der Choral vergangener Jahrhunderte. Mit fast märchenhaftem Fleiß — er ging zu jeder Jahreszeit morgens um 5 Uhr an die Arbeit — durchforschte er die Bündnergeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts und sammelte nicht nur die Akten des politischen Geschehens, sondern auch jede Regung und Kundgebung des wirtschaftlichen Lebens und der geistigen Eigentümlichkeiten und Veränderungen unseres Volks seit den Tagen der Glaubenstrennung. Und so wurde er zum ersten und bis dahin einzigen Darsteller der Kulturgeschichte Graubündens von den Bündnerwirren bis in die Tage der Aufhebung der alten autonomen Republik.

Doch nicht genug an dem. Als sein Geschichtswerk vollendet dalag, d. h. in der Mitte der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, kehrte Johann Andreas von Sprecher zurück zu dem Plan, von dem er 1852 zum erstenmal Moor gegenüber gesprochen hatte, „einen historischen Bündnerroman aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zu schreiben“. Und nun wurde der Historiker zum epischen Dichter. Jetzt schuf er in rascher Aufeinanderfolge die beiden Bündner Volksromane, um die man uns mit Recht beneidet, „Donna Ottavia“ und „Die Familie de Saß“, und während er am Schlußstück dieser Trilogie arbeitete, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Was Sprecher mit seinen beiden großen Epen dem Bündnervolk geschenkt, braucht nicht gesagt zu werden. Ihre Lesergemeinde ist noch heute groß und verbreitet bis ins entlegenste Bündner Bauernhaus¹. Gar mancher fühlt es nur, wir aber wissen's jetzt, daß hier einer seine große Heimatliebe ausströmte, dem ein widriges Geschick in jüngeren Jahren jahrzehntelang den Heimatboden geraubt. So mußte J. A. von Sprecher zum Klassiker der Bündner Heimatfreude werden, lang ehe man die Worte Heimatschutz und Heimatkunst geprägt hatte. Man ist versucht, die Darstellung von Sprechers Wanderjahren mit einem Wort aus der Zeit der Romantik und gleichzeitig der religiösen Regeneration des beginnenden 19. Jahrhunderts zu schließen. Es stammt von Jung-Stilling und heißt: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen!“

J. A. von Sprechers Schriften,

mit Zuhilfenahme eines älteren Verzeichnisses von Dr. Fritz von Jecklin.

- 1848 Conquista de la nueva Castilla, poema eroico publicado por la primera vez por Don J. A. Sprecher de Bernegg. Paris, St. Hilaire, Blanc & Cie.
- 1849/50 Buch über Ungarn und Siebenbürgen. Ungedruckt.
- 1850 Natur- und Kriegsbilder aus Ungarn. Augsb. Allg. Ztg., Januar.
- 1853 Der Stuhlrichter. Morgenbl. für gebildete Leser, Stuttgart und Tübingen.
- 1856 Lutz, Geographisch-statistisches Handlexikon der schweiz. Eidgenossenschaft. Neubearbeitung. Sauerländer, Aarau.

¹ Man schätzt, daß „Donna Ottavia“ bis heute in zirka 14 000, „Familie de Saß“ in zirka 11 000 Exemplaren verbreitet wurde.

- 1858 Am Scaletta. Bremer Sonntagsblatt.
- 1859 Aus Heimat und Fremde, Novellen von Spr... Chur, Leonh. Hitz.
(Enthält: Die Prätigauer — Am Scaletta — Das Pußtenmädchen
— Der Stuhlrichter.)
- 1860 Der Pfarrer von Furna. Bündn. Wochenzeitung.
- 1860 Der Podestat von Tirano. Schweiz. Illustr. Zeitung. Vgl. Über
Berg und Tal 1893.
- 1860 Zustand der Bevölkerung des Veltlins zur Zeit der Bündn. Herr-
schaft, besonders im 18. Jahrhundert. Bündn. Monatsblatt.
- 1863 Bäder und Curorte in Graubünden. Augsb. Allg. Ztg.
- 1871 Vor achtzig Jahren. Erzählungen aus dem Hochgebirge. Die Illu-
strierte Schweiz.
- 1873 Geschichte der Republik der III Bünde im XVIII. Jahrhundert.
I. (politischer) Teil. Chur, Selbstverlag.
- 1874/75 Kurzer Abriß der Geschichte des Bündner Oberlands. Jahr-
buch des S. A. C.
- 1875 Geschichte der Republik der III Bünde im XVIII. Jahrhundert.
II. (kulturgeschichtlicher) Teil. Chur, Selbstverlag.
- 1878 Alte Geschichten aus Pompalusien. Neue Zürcher Ztg.
- 1878 Donna Ottavia, historischer Roman aus dem ersten Drittel des
17. Jahrhunderts. Chur, Jost & Albin. (Jetzt Kober, Basel, 5. Auf-
lage.)
- 1879 Die Offizin der Landolfi in Poschiavo, 1549—1615. Bibliographie
der Schweiz.
- 1881 Die Familie de Saß, historischer Roman aus der letzten Pestzeit
Graubündens (1629—1632). Basel, Felix Schneider (jetzt Kober.
4. Auflage).
- 1881 Das Strafgericht und die Landesreform von 1684. Jahresber. der
Hist.-Antiquar. Ges. v. Graubünden.
- 1882 Am Wunderborn des St. Mauritius. Neue Zürcher Zeitung.
-
- 1893 Übersetzung der Alten Geschichten aus Pompalusien ins Ober-
länder Romanisch durch Alex. Baletta in Las Seras d'Unviern.
Chur, J. Casanova.
- 1895 Graubündens Anteil am Stäfnerhandel. Aus dem Nachlaß heraus-
gegeben durch Dr. P. von Sprecher. Jahresber. der Hist.-Antiqu.
Ges. v. Graub.
- 1904 Am Scaletta. Nachdruck in der „Rhaetia“, hrsg. von Pfr. Baer,
1. Jahrg.
- 1931 Aus Heimat und Fremde. Drei Novellen von J. Andr. v. Sprecher.
Hrsg. zur 50. Wiederkehr des Todestags des Dichters durch den
Verlag Bischofberger in Chur. Enthält: Am Scaletta — Der
Pfarrer von Furna — Das Pußtenmädchen.
-